



*Sezialorff*

# Z W I N G L I A N A

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE ZWINGLIS / DER  
REFORMATION UND DES PROTESTANTISMUS  
IN DER SCHWEIZ

HERAUSGEGEBEN VOM ZWINGLIVEREIN

1945 / NR. 2

BAND VIII / HEFT 4

## HEINRICH PESTALOZZI

ZUM GEDÄCHTNIS SEINES GEBURTSTAGES

AM 12. JANUAR 1746

---

### Von Zwingli zu Pestalozzi

Von LEONHARD VON MURALT

Nachdem die Zwingliana nun seit zwölf Jahren nicht nur Beiträge zur Geschichte Zwinglis und der Reformation, sondern auch zur Geschichte des Protestantismus in der Schweiz zu geben versuchen, mag es ihnen erlaubt sein, die größte Gestalt des späteren reformierten Zürich zu ehren, Heinrich Pestalozzi. Anlaß bietet uns dazu, wie es oft geschieht, die runde Zahl des 200. Geburtstages; der Anlaß ist aber willkommene Mahnung und Aufmunterung, hier endlich von einem Manne zu berichten, der wie kein anderer das Erbe Zwinglis in sich aufgenommen, fortgeführt und entsprechend den Aufgaben seiner Zeit neu gestaltet hat. So vertraut und nahe uns allen, die wir durch die Zwingliana vereinigt sind, Persönlichkeit und Werk Zwinglis sein mag, eine starre Größe wie ein kaltes historisches Schloß, das nur noch Museum ist, ist er nicht; er ist lebendig, wirkt weiter und wandelt sich in dieser Wirkung. Schon Leo Jud und Heinrich Bullinger waren nicht nur einfach Fortsetzer Zwinglis, sie waren selber starke Persönlichkeiten, die das begonnene Werk in ihrer Weise fortzuführen bemüht und befugt waren. Eine lange

Reihe anderer folgte, aber keiner gab Zürich ein völlig neues Gesicht, keiner erreichte die Größe Zwinglis und zugleich die Bedeutung, wie sie der Reformator für die Geschichte der Menschheit gehabt hatte, bis die vielen hervorragenden Männer erschienen, die „das geistige Zürich“ formten und die Zwinglistadt zu einem neuen Mittelpunkt vor allem literarischen Schaffens machten. Unter ihnen war aber Heinrich Pestalozzi der größte und, wie die folgenden Blätter dieses Heftes an einigen prägnanten Beispielen zeigen, derjenige, der zugleich am weitesten in die Welt hinaus wirkte. Wie stark war er aber seiner Vaterstadt, der Stadt Zwinglis, und der Reformation verpflichtet? Führte er fort, was Zwingli zum Grunde und zur Mitte der zürcherischen Gemeinde hatte machen wollen? Diese Frage möchten die Zwingliana zuerst beantwortet wissen, wenn sie ihre Seiten Pestalozzi öffnen sollen. Sie kann aber nur von Forschern beantwortet werden, die Zwingli, Zürich und seine Geschichte, und vor allem Pestalozzi durch und durch kennen. Wir hoffen, daß sich einmal der eine und andere dafür finde; auf den Termin des 200. Geburtstages war es nicht möglich gewesen, konnte es nicht möglich gewesen sein; denn echte Forschung läßt sich nicht durch Termine erzwingen. Für den Redaktor besteht jedoch die hochehrfreuliche Möglichkeit, in der Form einer knappen Umschau auf Arbeiten der Pestalozziforschung in aller Zurückhaltung, die dem nicht speziell Sachkundigen gebührt, auf die gestellten Fragen einzutreten.

Unmittelbaren Anlaß zu diesen Zeilen gibt uns eine neue Pestalozzi-Ausgabe:

*Heinrich Pestalozzi, Werke in acht Bänden. Gedenkausgabe zu seinem zweihundertsten Geburtstage, herausgegeben von Paul Baumgartner. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich. 1944/45.*

*Band I/II; Lienhard und Gertrud. Nach der ersten Fassung.*

*Band III; Christoph und Else.*

*Band IV; Schriften aus den Jahren 1765—1783.*

Die Bände V bis VIII, die noch nicht erschienen sind, werden Schriften aus den folgenden Jahren enthalten bis zum Abschluß des Lebens Pestalozzis, 1826. Wir freuen uns, nach ihrem Erscheinen auf sie zurückzukommen. Hier möchten wir zunächst auf die zuerst erschienenen Bände I/II und IV eintreten.

Wir möchten von vorneherein eine solche Pestalozzi-Ausgabe als ein ungemein dringliches Bedürfnis und eine sehr wichtige und zentrale An-

gelegenheit bezeichnen. Während früher meistens *Johann Heinrich Pestalozzis Sämtliche Werke in 12 Bänden, herausgegeben von L. W. Seyffarth, Liegnitz 1899—1902*, benutzt wurden, arbeitet seit zwanzig Jahren die Pestalozzi-Forschung an und mit der neuen kritischen Gesamtausgabe: *Johann Heinrich Pestalozzi, Sämtliche Werke, herausgegeben von Arthur Buchenau, Eduard Spranger und Hans Stettbacher, Berlin, Walter de Gruyter, 1927 ff.*, bis jetzt 15 Bände. Eine solche Gesamtausgabe ist unerläßlich für die Wissenschaft. Wir kennen ihre Bedeutung bei Zwingli. Daneben besteht aber noch ein anderes, höchst dringliches und in einem bestimmten Sinne ebenfalls wissenschaftliches Anliegen. Beide, Zwingli und Pestalozzi, interessieren nicht nur die Spezialisten, die an der Gesamtausgabe und mit ihr arbeiten wollen und können; die beiden großen Gestalten treten vielmehr in den Interessenkreis jedes Historikers, jedes Lehrers aller Stufen, der sich mit Schweizergeschichte oder mit Geistesgeschichte überhaupt beschäftigt, jedes Pfarrers, der die geschichtlichen Grundlagen des reformierten Protestantismus, den er vertritt, kennen möchte, ja überhaupt jedes Gebildeten, der sein Leben bereichern will durch die Gemeinschaft mit den großen Persönlichkeiten, die für uns um die immer wiederkehrenden großen Fragen des menschlichen Lebens gerungen haben. Die gelegentliche Benutzung einer Gesamtausgabe auf einer Bibliothek mag notwendig oder gut und recht sein, wenn man an eine bestimmte Aufgabe herantritt, eine bestimmte Frage beantworten möchte. Die lebendige, geistige Gemeinschaft mit Büchern und ihren Verfassern tritt doch erst ein, wenn wir das Buch auch gegenständlich zu Hause auf dem Büchergestell besitzen und immer wieder, durch die Jahre unseres Schaffens hindurch, danach greifen können. Eine solche Möglichkeit schaffen die Auswahl Ausgaben, die jetzt erscheinen.

Über die Auswahl der Werke und Schriften, die hier Paul Baumgartner trifft, kann sich der Referent nicht kritisch äußern, da er gar nicht weiß, was weggelassen wurde. Doch kommt es wohl darauf nicht so sehr an. An wichtigem, großem und schönem Pestalozzischrifttum liegt jedenfalls so viel vor, daß er es kaum bewältigen kann. Dagegen interessiert den Historiker zunächst, gleichsam aus Amtspflicht, die Textgestaltung. Unsere Auswahl Ausgabe gibt den Text nicht in der Originalorthographie und Interpunktion, wie die kritische Gesamtausgabe, sondern bearbeitet den Text für den modernen Leser, indem sie ihn in „korrekte moderne Orthographie und Interpunktion umsetzt“. Auch das Lautbild konnte nicht immer beibehalten werden, um nicht sinnstörende

Lesarten stehen lassen zu müssen, auch waren „kleinere, den Inhalt berührende Veränderungen“ notwendig, über die jedoch in den Sacherklärungen sorgfältig Rechenschaft gegeben wird. Im allgemeinen sucht der Herausgeber „unbedingt jedes Wort Pestalozzis zu respektieren“. Diese Lösung der Textgestaltung muß vom Standpunkte des Historikers aus als einwandfrei bezeichnet werden. Von historischen Kommissionen wurde beispielsweise die Auffassung vertreten, daß sogar Texte des 16. Jahrhunderts etwa so vereinfacht werden dürfen, daß die häufigen unnötigen Doppelkonsonanten weggelassen werden. Daß die Interpunktion nach modernen Grundsätzen durchgeführt wird, gilt schon für unsere kritische Zwingli-Ausgabe. Neuere Texte, aus dem 18. und 19. Jahrhundert, können ohne weiteres in moderner Schreibweise wiedergegeben werden. Für den Historiker ist allein der Wortlaut wichtig. Wenn natürlich durch die moderne Schreibweise der Wortsinn verändert würde, dann müßte noch die alte Form wiedergegeben werden. Dazu ist zu bemerken, daß sich der Historiker bewußt ist, daß er mit dieser Textgestaltung philologische Interessen außer acht läßt. Wenn aber dem Philologen, wie es hier der Fall ist, eine nach allen Regeln der Kunst kritische Ausgabe zur Verfügung steht, dann ist eine historisch-literarische Ausgabe an solche Rücksichten nicht gebunden. Die Arbeit am Text, die Paul Baumgartner geleistet hat, dürfen wir als ganz ausgezeichnet bezeichnen. Nun kann wirklich jedermann Pestalozzi lesen. Das Aufnehmen und Verstehen seiner Gedanken, besonders in den theoretischen Schriften, gibt gerade genug zu tun, so daß man nur dankbar dafür sein kann, wenn man nicht auch noch mit dem Schriftbild kämpfen muß. Wir können in dieser Ausgabe Pestalozzi nicht nur als historische Größe kennenlernen, sondern als Dichter, als Schriftsteller und Denker, der auch heute zu uns gehört, zur Belehrung und auch zum Genuß des Schönen und zur Unterhaltung lesen. Der Herausgeber behandelt aber den Text der verschiedenen Schriften nicht nach einem starren Schema überall in gleicher Weise, sondern weiß sich mit größtem Verständnis dem Originaltext und dem besonderen Charakter einer Schrift anzupassen. So hat er die Textgestaltung bei der Schrift „Die Abendstunde eines Einsiedlers“ „etwas konservativer gehalten, um den Rhythmus des Originals, der ja ein wesentliches Element des Werkes bildet, unverfälscht wiederzugeben“. In besonders wichtigen Fällen scheut der Herausgeber auch die Mühe nicht, im Manuskript nach der besten Lesart zu forschen. So gelingt eine eminent wichtige Korrektur des letzten Abschnittes der „Abendstunde“ (Band IV, Seite 164):

„Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menschheit das allgemein verlorne Gefühl des Kindersinns gegen Gott wiederhergestellt, ist der Erlöser der Welt; er ist der geopfert Priester des Herrn, er ist Mittler zwischen Gott und der gottesvergessenen Menschheit; seine Lehre ist reine Gerechtigkeit (in der kritischen Ausgabe steht noch: keine Gerechtigkeit), bildende Volksphilosophie, sie ist Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorne Geschlecht seiner Kinder.“

Der Herausgeber macht uns ferner darauf aufmerksam, daß in einer brieflichen Textvorlage das Komma zwischen „Gerechtigkeit“ und „bildende Volksphilosophie“ fehlt und „die Entscheidung, welches die richtige Version der Stelle ist, mangels überzeugender Anhaltspunkte dem Leser überlassen werden muß“. Solche Arbeit erweckt großes Vertrauen.

Paul Baumgartner hilft uns aber auch, inhaltlich in die Zusammenhänge, die Einzelheiten, die Schwierigkeiten dieses Schrifttums einzudringen. Er erklärt uns kurz und umsichtig zugleich die Entstehung der Werke und Schriften und läßt dann Sach- und Worterklärungen folgen. Der Historiker kann zur Beruhigung jedes andern Lesers sagen, daß die Ausgabe nicht mit Anmerkungen belastet ist und gar keine antiquarischen Einzelheiten breit erläutert werden, daß jedoch das zum Verständnis Notwendige gesagt ist.

Wir würden Eulen nach Athen tragen, wenn wir versuchten, den Lesern der Zwingliana von *Lienhard und Gertrud* zu erzählen. Doch wir möchten ja wissen, ob denn eine Beziehung von Zwingli zu Pestalozzi führe. Wir wollen also das große Volksbuch nicht in erster Linie als literarisches Kunstwerk oder als Ausdruck der Persönlichkeit und des Denkens Pestalozzis lesen, das mögen die Berufenen tun, sondern als historische Quelle für die Zustände in einer schweizerischen Landgemeinde des Untertanengebietes im 18. Jahrhundert. Pestalozzi verlegt zwar Bonal in ein Fürstentum, der äußern Gestalt nach wird also nicht die Stadtobrigkeit, der Rat und die Behörden Berns, geschildert. Der innern Struktur nach handelt es sich aber durchaus um den patriarchalisch regierten Staat des alten Bern, dem, wie den andern reformierten Stadtstaaten der Schweiz, durch Zwingli neu die religiöse Begründung und Zielsetzung gegeben worden war.

„Liebe Menschen! Die Gewalt der Fürsten ist heilig, und ihr Dienst ist ein heiliger Dienst; aber darum sollten die Obrigkeiten auch keine ruchlosen Menschen in ihren Dienst nehmen und nicht vergessen, daß der Dienst des niedrigsten Weibels im Dorf ihr Dienst ist. O ihr Menschen! Laßt uns Gott bitten, daß er die Fürsten erleuchte, daß sie diese Berufe auf Erden mindern

und allenthalben mit stillen, demütigen und gutmütigen Menschen besetzen. Es ist entsetzlich, wie Land und Leute verheert werden, wenn die Fürsten nicht hindern, daß solche Stellen nicht mit ruchlosen Menschen, die sich immer zuerst zudringen, besetzt werden“ (II. Teil, Kapitel 69, S. 403).

So sprach der Pfarrer in seiner Predigt, „als er den Hummel seiner Gemeinde vorstellen mußte“. Zwinglis Gedanken, daß die Obrigkeit Gott verantwortlich ist, daß sie Dienerin Gottes ist zur Bestrafung der Bösen und zur Hilfe für die Schwachen, daß Menschen, die aus christlicher Liebe handeln wollen, am besten die Aufgaben der Obrigkeit erkennen und durchführen können, lebt in allem fort, was Pestalozzi über den Staat, besonders über den Junker Arner erzählt.

„Und das letzte Wort Arners an Therese war dieses: „Gottes Gesetz über Fürsten und Edle ist dieses, daß ihr Reich nicht das ihrige, daß sie vielmehr Fürsten und Edle sind, damit sie ihrem Volk geben, sicherstellen, vervollkommen, was sie ihm geben können, und ihns nutzen und brauchen und Kindeskindern hinterlassen lehren, was sie ihm geben“ (II. Teil, Kapitel 25, S. 300).

Die Obrigkeit in der Person Arners greift stark und nachdrücklich in alle Lebensverhältnisse der Untertanen ein, diese scheinen wenig eigene Rechte und Freiheiten zu besitzen. Immerhin ist ausdrücklich „Von den Rechten im Land“ die Rede (I. Teil, Kapitel 9, S. 41). Das ist wichtig für die damaligen schweizerischen Zustände. Die Untertanen waren nicht rechtlos, nicht nur Objekte der Herrschaft, sondern Rechtssubjekte, denen die Obrigkeit beim Erwerb der Herrschaft die Anerkennung der alten Rechte und Freiheiten zugestanden hatte. Obrigkeit und Untertanen standen sich grundsätzlich als Partner gegenüber. Der Staat war dualistisch. Bei Pestalozzi sind allerdings die Untertanen vorwiegend die zuerst Irreführten und die auf den rechten Weg Zurückgeführten. Der Junker setzt den Vogt, oder wie man in vielen Gebieten der Schweiz im Unterschied zum Landvogt sagte, den Untervogt, ein, aber er möchte dabei Rücksicht auf den Willen der Gemeinde nehmen, obschon sich der alte Herr in der Person Hummels hatte täuschen lassen (S. 408/09). Junker und Vogt sind trotzdem nicht unbeschränkte Herren des Dorfes. In den anschaulichen Szenen des ganzen Werkes gibt uns Pestalozzi Einblick in den mannigfaltigen Organismus der Gemeinde. Die Gemeinde wird zusammengerufen, sie hält ihre Gemeindeversammlung. Wenn sie auch hier nicht stark als autonomes Gemeinwesen hervortritt, so läßt uns doch Pestalozzi erkennen, daß sie in ihren internen Angelegenheiten

durch das Mehr entscheiden kann (S. 411). Sie hat ihr Gemeindegut und führt eine Gemeinderechnung (S. 341), sie hat neben dem Untervogt, der eine doppelte Stellung bekleiden sollte, der Vertreter der hohen Obrigkeit und zugleich Organ der Gemeinde sein könnte, wenn er seine Pflicht erfüllen würde, ihre Organe, die „Vorgesetzten“, vor denen der Vogt mit seinen Schuldnern abrechnet (S. 21). Sie hat „Gerichtsmänner“ (S. 42), „Geschworene“, vor allem hat sie die kirchlichen Organe, die dem Pfarrer zur Seite stehen, die „Chorrichter, Stillstände oder Ehegaumer“, die auch als „Älteste“ bezeichnet werden, jene für die reformierte Kirche und die Zusammenarbeit von Kirche und Staat besonders charakteristische Organisation, die Zwingli im Zusammenhang mit dem städtischen Ehegericht auch für die Landgemeinden geschaffen hatte. Die Gemeinde ist auch im 18. Jahrhundert noch ständisch gegliedert, nicht alle Einwohner sind gleichberechtigt, „Tauner“ gibt es neben den vollberechtigten Gemeindegliedern (S. 331). Die Gemeinde ist zugleich Kirchgemeinde. Mit dem Bau der Kirche beginnt das große Werk des innern Neubaus der Gemeinde. Welch mächtige Symbolik liegt in diesem großartigen Aufbau des Werkes! Um das Gotteshaus gruppieren sich die Häuser und Hütten der Menschen, im Gotteshaus versammelt sich die Gemeinde. Natürlich ist vollkommen richtig, wenn immer wieder gesagt wird, bei Pestalozzi beginne die Erziehung, die Heranbildung des Menschen in der Wohnstube. Zuallererst führt Gertrud daheim in der Stube den Lienhard zu sich selbst zurück und damit in ein neues Leben hinein. Aber die Gemeinde, die dann notwendige, größere Gemeinschaft der Menschen kann nur neu geformt werden, wenn mit dem Neubau der Kirche begonnen wird. Ist das nicht reformatorisches Denken?

Im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens der Gemeinde steht der Pfarrer, das Pfarrhaus ist gleichsam das Herz der Gemeinde. Bei aller Fragwürdigkeit, die Pestalozzi im III. Teil selber über die Predigt, die christliche Lehre, über das „Maulbrauchen“ ausspricht, im III. Teil, den er, wenn wir Heinrich Hoffmann folgen dürfen, in „der Zeit der Lebenskrise“, also aus einer andern geistigen Grundhaltung heraus geschrieben hat als den I. und II., schildert er doch durch das ganze Werk hindurch eine reale christliche Gemeinde, in der schließlich alles Tun und Lassen gemessen und gerichtet wird an der Verantwortung, die der Mensch Gott schuldig ist.

Wer von Zwingli herkommend *Lienhard und Gertrud* liest, das dürfte nun zur Genüge angedeutet sein, findet eine Welt vor, die ihm nicht



fremd ist, deren Ursprung in der Reformation unverkennbar ist, und die aus dem Geiste des reformierten Christentums heraus weiterlebt. Kirche, Staat und Gemeinde sind so gesehen, wie sie in der Reformationszeit neu begründet worden sind.

In *Lienhard und Gertrud* tritt uns etwas ganz anderes mit überwältigender Eindringlichkeit entgegen, die Kraft der Liebe. Die Wahrhaftigkeit, die Hilfsbereitschaft, die Güte, die Festigkeit und Treue der lieben Frau und Mutter gibt den Anstoß und bildet die fortwirkende Kraft zur Wandlung einer ganzen Gemeinde, zur Buße, zur Reue, zum Neuanfang, zur Gesundung und zum Aufbau. Dürfen wir nicht gerade das als Erbe Zwinglis in Anspruch nehmen? War dem Reformator nicht wie Pestalozzi die Predigt, die Lehre, die Verkündigung, das „Maulbrauchen“ doch nur Mittel, um den Menschen zu wandeln, um in ihm jenen „stryt“ zu entfachen zwischen göttlicher Gerechtigkeit und menschlichem „prästen“? Wie sehr hat Zwingli auf das Tun des Glaubens gedrängt, im Hause, in der Familie und eben auch in der Gemeinde, ja im ganzen christlichen Staat! Ich möchte am liebsten Pestalozzi als den größten praktischen Testamentsvollstrecker Zwinglis bezeichnen. Wenn er ein Leben gelebt hat, in dem alles auf die wirkende Liebe ankam, dann war er gerade darin der treueste Sohn des reformierten Zürich.

Wir müssen diesmal darauf verzichten, Pestalozzi in seinen Schriften weiter zu begleiten, der Referent darf es sich vielleicht vorbehalten, später darauf zurückzukommen.

Unsere Frage, welches Band von Zwingli zu Pestalozzi führe, hat Heinrich Hoffmann, *Die Religion im Leben und Denken Pestalozzis*, Bern 1944, S. 64, beantwortet:

„Der vom Ideal der Volkserziehung tief ergriffene Pestalozzi schätzte die Leistung der Reformation, besonders der Zürcher Reformation, für sittliche Volkserziehung hoch ein. Aber dem religiösen Zentralgedanken der Reformation, dem Rechtfertigungsglauben, stand er fern, zur Lehre des Paulus, auf der die Reformation vor allem ruhte, hatte er, wie das ganze Aufklärungschristentum, keine nähere Beziehung, und wie er sich in den ‚Epochen‘ über die Reformation aussprach, läßt erkennen, daß er sie als Epoche ansah, die für die Gegenwart keine volle Geltung mehr habe.

Pestalozzi gehört dem Typus des Neuprotestantismus an, war in vielem mit der Reformation verbunden, aber auch durch neuzeitliche Geistesmächte geprägt. — — —“

Heinrich Hoffmann bietet uns im ganzen seiner sich nur mit den wesentlichen Grundfragen beschäftigenden Untersuchung eine hochwill-

kommene Wegleitung durch das Glaubensleben Pestalozzis. Er schildert zuerst die Frühzeit, „die Zeit der Armenanstalt und die Periode der Abendstunde“, betont vor allem „die ungeheure Motivkraft, die nach Pestalozzi im Gottvaterglauben und im Glauben an die Gotteskindschaft der Menschen liegt“, und zeigt, daß „die Humanitätsidee Pestalozzis fundamental verschieden war von der profanen Humanitätsidee“ des späteren 19. Jahrhunderts. Dann folgt aber „die Zeit der Lebenskrise“, da Pestalozzi die Schlechtigkeit der Menschen erfahren hat und mit seinem Christenglauben ringen muß, da er Kritik übt an der Kirche, aber doch in Jesus „den Anwalt der Unterdrückten und Armen sah“. Hoffmann bemerkt hier, wie wir aus unserer Fragestellung heraus mit größtem Interesse lesen: „In der so minderwertigen gesellschaftlichen Welt ist die Durchführung reiner Sittlichkeit unmöglich; z. B. sind die hohen Forderungen Jesu, nicht für das Leben zu sorgen, das Eigentum dahin zu geben, nicht Krieg zu führen, undurchführbar. Es ist die Problematik, die schon Zwingli in seiner Schrift von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit ins Auge gefaßt hatte.“ Die dritte Periode der „späten Lebenshöhe und des Alters“ bringt die „Überwindung der Lebenskrise“ und „gibt dem religiösen Leben Pestalozzis neue Kraft“. Hoffmann schließt mit einer fein abgewogenen Deutung der „Historischen Stellung der Religionsauffassung und Frömmigkeit Pestalozzis“, aus der wir seine Stellung zur Reformation schon kennengelernt haben. Für alle, die froh sind, eine kurze Einführung in Pestalozzis Denken zu erhalten, ist diese Darstellung des Berner Kirchenhistorikers eine hochwillkommene Hilfe.

Weitere Pestalozziliteratur und Aufsätze zum Jubiläum zu besprechen, ist nicht unsere Aufgabe. Doch möchte der Referent auf den vortrefflichen Aufsatz von Werner Bachmann, *Pestalozzis soziale Botschaft, Jahrbuch „Die Schweiz“, 1946, herausgegeben von der Neuen Helvetischen Gesellschaft*, hinweisen, der Pestalozzis Grundhaltung als eindeutig christlich bezeichnet.

Mit Spannung erwarten wir die im Druck befindliche Dissertation Werner Bachmanns über „Die Grundlage zu Pestalozzis Soziallehre“. Leider ist auch der Vortrag, den Hans Barth im Rahmen der Marie-Gretler-Stiftung über den Beitrag der Schweiz zur Staatsphilosophie gehalten hat und in dem er eine philosophisch meisterhaft durchdachte Würdigung Pestalozzis gab, im Augenblick noch nicht erschienen.

*Ausgewählte Briefe Pestalozzis* legt Hans Stettbacher in einem hübschen Bändchen des Verlages Benno Schwabe & Co., Basel 1945, vor.

Die im Beitrag von Leo Weisz daraus abgedruckten Proben mögen zeigen, wie nützlich es ist, daß eine Auswahl ganz zentraler und wichtiger Briefe Pestalozzis so leicht zugänglich gemacht wurde. Das Bändchen ist ausgezeichnet illustriert.

Indem wir die ganz unvollständige Umschau der Pestalozzi-Publikationen abbrechen, glauben wir doch soviel gewonnen zu haben, daß kein allzu weiter Weg von Zwingli zu Pestalozzi führt, und daß die unbestrittene Geltung, die Pestalozzi im heutigen Geistesleben noch hat, uns eigentlich dahin führen sollte, daß es dabei um die Sache geht, die zuerst Zwingli wieder auf den Leuchter gestellt hat.

---

## **Pestalozzi in Italien**

Von FRITZ ERNST

Frühere Zeiten übten gern den Brauch, heranwachsende Söhne zur bessern Ausbildung in Wissenschaft oder Gewerbe austauschweise in ein fremdes Land zu schicken. So anvertrauten sich um 1550 ihre Sprossen der Basler Rektor Thomas Platter und der Apotheker Lorenz Catalan in Montpellier. Gleich hielten es, fast in denselben Jahren, der damalige Wädenswiler Landvogt, später Zürcher Bürgermeister, Bernhard von Cham und der Kaufmann Andrea Pestalozza in Chiavenna. In diesem zweiten Fall geschah, was nicht beabsichtigt gewesen: der junge Giovanni Antonio Pestalozza kehrte nicht mehr zurück nach Chiavenna, sondern blieb in Zürich. Viele Gründe lassen sich vermuten, keiner läßt sich streng beweisen. Aber wenigstens läßt sich der Ideenkreis umschreiben, in dem sich Giovanni Antonio bewegte. Denn wenn sein Protestantismus auch nicht das treibende Motiv seines Besuchs und seiner Niederlassung in Zürich war, so haben wir in ihm nichtsdestoweniger die Voraussetzung für beides zu erblicken. Der Protestantismus spielte ferner eine entscheidende Rolle bei seiner Familiengründung in der Adoptivheimat. Seine dritte Gattin war eine emigrierte Protestantentochter aus Locarno, Maddalena Muralta. Die Nachkommen dieses lombardischen Paares heirateten in fünf Generationen stadt- und landzürcherische Frauen. Der historische Repräsentant der sechsten Generation war Heinrich Pestalozzi. Läßt sich von seinen Ahnen väterlicherseits her ein italienisches Element aus ihm herauskristallisieren? Die Frage ist natürlich.